



Geschichte der deutschen Kunst

<<Das>> späte Mittelalter von Rudolf von Habsburg bis zu Maximilian I. :
die Kunst der Gotik / Georg Dehio

Dehio, Georg

Berlin [u.a.], 1930

Neudeutschland

[urn:nbn:de:hbz:466:1-96210](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-96210)

Benediktinerkirche Niederaltaich den Fortgang der gotischen Stilbewegung; der barocke Umbau läßt leider nicht mehr als die bedeutenden Abmessungen der im Langhaus neun Joche zählenden Anlage erkennen. Noch ins 13. Jahrhundert reicht der Dom von Passau zurück; auch er ist einem spätgotischen Umbau und dann Barockbau gewichen.

NEUDEUTSCHLAND.

Was wäre die deutsche Geschichte des späten Mittelalters, wenn nicht auch Österreich und Böhmen, die Hansa und der preußisch-livländische Ordensstaat zu ihr gehörten? Zwar die äußeren Grenzen deutscher Herrschaft und Siedelung hatten am Schluß der staufischen Epoche die Linie, an der sie fortan stille hielten, erreicht; noch nicht beendet war die innere Eindeutschung dieser weiten Gebiete. Mit ihr hat das späte 13. und das ganze 14. Jahrhundert noch eine große Arbeit verrichtet. Noch immer ein Neuland waren diese Länder für die Kunst, und das heißt für dieselbe: Erschwerung wie Ansporn in Einem. Mehr als je bedarf die kunstgeschichtliche Betrachtung hier des historischen Kommentars.

Österreich und Böhmen. — Das 14. Jahrhundert gab der Stadt Wien den Stephans- und Prag den St. Veitsdom. Sie sind für Österreich und Böhmen die Höhepunkte der mittelalterlichen Baukunst, und die volkstümliche Verehrung der folgenden Jahrhunderte hat dazu noch so viele historische Gefühlswerte auf sie gehäuft, daß sie förmlich die monumentalen Symbole ihrer Staaten geworden sind. In der Tat hatten sie eine politische Bedeutung von Anfang an. Das Österreich der Habsburger und das Böhmen der Luxemburger wuchsen zu großen Territorialreichen heran, wie sie in Altdeutschland nicht mehr möglich waren. Es zeigen sich in ihnen die ersten Umrisse des modernen Beamtenstaates mit absolutistischer Spitze. Im Zentrum die Hauptstädte Wien und Prag, nicht so groß wie Paris und London, aber im Typus ihnen ähnlich. Nicht umsonst stammten die Herrscherhäuser aus dem Westen, mit dem sie durch ihren alten Besitz verbunden blieben. Sie wußten, daß die Verfügung über geistige Güter Macht bedeute. 1348 wurde die Universität Prag, 1365 die Universität Wien gegründet. Um dieselbe Zeit wurde in Prag ein erzbischöflicher, in Wien ein bischöflicher Stuhl errichtet, nicht sowohl zur Erhöhung kirchlicher als landesfürstlicher Macht. Sie brauchten neue, glänzendere Kathedralkirchen. Auch überall sonst im Bauwesen zeigt sich unmittelbar oder mittelbar der Gedanke der Landeswohlfahrt und des fürstlichen Interesses, wenn auch daneben die großen Bauherren der vorangehenden Epoche, die Orden der Zisterzienser und Prämonstratenser, ihre Be-

deutung nicht verloren. Die künstlerische Signatur der österreichischen und böhmischen Gotik ist eklektisch. Es machte keinen Unterschied, daß Österreich längst und vollständig, Böhmen nur zum kleineren Teil deutsch geworden war. In beiden Ländern war die Kulturschicht noch zu dünn, als daß die Kunst allein aus ihr hätte gespeist werden können. Es müssen auswärtige Kräfte aller Grade, besonders an die leitenden Stellen, reichlich herangeholt worden sein. Nach Prag zieht sich ein wohl zu erkennender Faden von Köln, ein anderer von Schwaben, sogar Franzosen werden sichtbar. Rückwandernde Bauleute brachten gewisse österreichische und böhmische Formulierungen wieder in Altdeutschland zu Ansehen.

Österreich. Die Anhänglichkeit an den romanischen Stil dauerte bis zur Jahrhundertwende; dann trat die Gotik sogleich in vollausgebildeter Gestalt ein. Man weiß nicht genau, woher sie kam. Auf provinzieller Überlieferung beruht die frühe Verbindung des neuen Stils mit der Hallenanlage. Im südöstlichen Baiern hatte sie sich vereinzelt im 12. Jahrhundert, also noch in romanischen Stilformen, in Böhmen und Mähren im 13. gezeigt; ein Zusammenhang zwischen diesen Gruppen ist zu vermuten. Wann das Hinüberspielen nach Österreich begann, ist nicht zu ermitteln. Das erste, und zwar großartige Zeugnis von der neuen Baugesinnung gaben die Zisterzienser von Heiligenkreuz in dem der spätromanischen Kirche hinzugefügten, 1295 vollendeten Chor, einem Hallenbau, der von der bis dahin bei den Zisterziensern üblichen Zersplitterung in viele kleine Kapellen absah, mehr nicht gab als nur 3×3 quadratische Gewölbejoche, diese aber in Breite und Höhe von ganz gewaltigem Nachdruck (Abb. 55). Der erste große, einheitlich gotische Kirchenbau ist Neuberg in Steiermark (1327—44), auch er ein Hallen- und ein Zisterzienserbau. Es ist merkwürdig, daß der im Osten einer langen Blüte sich erfreuende Orden dennoch den strengerem Sondercharakter seines Bauwesens frühzeitig aufgab. Der Chor schließt, wie in Heiligenkreuz in drei gleichbreite Schiffe geteilt, mit einer geraden Linie. Eine dritte Zisterzienserkirche hingegen, die zu Zwettl, greift auf den Grundriß von Clairvaux zurück: halbrunder Schluß mit Umgang und geschlossenem Kapellenkranz. Diese Altertümelei in einem sonst zu einfacher Chorgestaltung, wie ganz Südostdeutschland, neigenden Gebiete wirkt durch die Verbindung mit einem hallenmäßigen Aufbau besonders überraschend. Just durch diese neue von Künstelei nicht freizusprechende Kombination hat Zwettl Schule gemacht. Wiederum ein Hallenbau ist die 1330—39 erbaute Augustinerkirche in Wien. Ebenso endlich die Stephanskirche (Abb. 56, 57, 108). Ihre Baugeschichte, obgleich nicht ungewöhnlich lang, zeigt in der Folge der Projekte einen wachsenden Ehrgeiz, angefeuert durch die aus dem Wettstreit mit dem

Böhmerkönig gewonnene Erkenntnis, was einer Hauptstadt zukomme. In der Verlängerung des romanischen Baus, dessen schwerfällig prächtige Fassade noch heute steht, wurde im 14. Jahrhundert (Weihe 1339) der ebenfalls noch bestehende dreischiffige Hallenchor in einfach tüchtigen Formen angelegt. 1359 beschloß Herzog Rudolf IV., das Langhaus zu erneuern; eine mit besonderer Feierlichkeit vorgenommene zweite Grundsteinlegung betonte die Wichtigkeit der Sache; strebte doch der Herzog danach, seine Pfarre zu einer bischöflichen Kathedralkirche erheben zu sehen, was freilich erst nach mehr als hundert Jahren (1480) wirklich gelang. Der Grundriß von St. Stephan vermeidet die sonst gerade für österreichische und böhmische Hallenkirchen bezeichnende reichere Chorgestalt. Auch ein Querschiff fehlt. Dafür ist eine eigentümliche Bereicherung geplant worden: auf der Grenzlinie von Chor und Langhaus Doppeltürme, in der Grundrißstellung nach außen vorspringend. Peter Parler hatte dies Motiv aus Gmünd an den Dom von Prag verpflanzt, und rasch wurde die Neuheit in Wien nachgeahmt, wo auch sonst am Chorbau manches an die Parlerschule anklingt. Spät, erst 1433, wurde der Südturm fertig (Abb. 108). Der nördliche ist Torso geblieben. Und es ist auch schwer vorzustellen, wie Türme von so gewaltigen Abmessungen (137 m), dabei in nur loser Beziehung zu den Schiffen, in der symmetrischen Verdoppelung sich ausgenommen hätten. Ob bei der Grundsteinlegung des Südturmes die Zeichnung zu seinem Aufbau fertig auf dem Pergament stand, vermögen wir nicht zu sagen; wesentlich später kann der Entwurf nicht hergestellt sein, wie er auch ohne wesentliche Veränderungen ausgeführt sein muß. Eine genaue Untersuchung seines Verhältnisses zu seinen drei berühmtesten Vorgängern, den Türmen, genauer gesprochen den Rissen von Straßburg, Freiburg und Köln, ist noch nicht angestellt worden. Außerdem werden noch andere, in den großen Bauhütten, z. B. in Regensburg, erwogene Plangedanken dem Schöpfer des Stephansturms bekannt gewesen sein. Was war noch Neues zu erdenken möglich? Es liegt in der Tat nur in der äußersten Konsequenz, mit welcher die Pyramidenform, an allen bisherigen gotischen Türmen oder turmähnlichen Körpern dem Helm vorbehalten, hier formbestimmend wird für den ganzen Aufbau von der Sohle bis zum Gipfel. Der Baurið des Kölner Doms lebte schon in dieser Tendenz (besonders für die Gestaltung der Eckstreben war er das Vorbild); noch schärfer ausgeprägt ist sie auf einem Entwurf für Regensburg (Abb. 107), doch erst der Wiener Turm vollendet die Vereinheitlichung des ganzen Baukörpers durch Erweichung und Verflüssigung der Stockwerkteilung. Der Ausdehnung des Langhauses war eine feste Grenze gesetzt, da man über die romanische Westfassade nicht hinaus wollte und wohl auch nicht konnte. Das Hallensystem zeigt in ihm mehr seine Schwächen als seine Tugenden, was durch eine überaus prunkvolle Dekoration

nicht wettgemacht wird. Noch ist der belebende Hauch der Spätgotik nicht erwacht; der Geist des Kölner Doms, der Geist der »steinernen Scholastik«, mit Üppigkeit versetzt, waltete hier mit ungebrochenem Stolz.

Böhmen. Der seltsame Zustand des sich auflösenden Deutschen Reichs hat es zugelassen, daß in ihm das zumindest mit drei Vierteln seiner Bewohner undeutsche Land eine wichtige, eine Zeitlang die führende Rolle spielte. Länger als ein halbes Jahrhundert haben Böhmerkönige, freilich aus dem Westen stammend, die deutsche Kaiserkrone getragen. In derselben Zeit genoß das Land eines wachsenden inneren Gedeihens, wie kein anderes Glied des Reichs. Es steht aber außer Zweifel, daß die Quellkraft desselben beim deutschen Elemente lag. Nicht als Eroberer waren die Deutschen gekommen, sondern als herbeigerufene Kolonisten. Einer der geistigen Führer der modernen tschechischen Bewegung, der Historiker Palacky, urteilt kurz: Ohne den Hussitismus wäre Böhmen ein deutsches Land geworden wie Österreich und Schlesien. Von der inneren deutschen Geschichte aus angesehen, zeigt das Beispiel Böhmens mit niederschlagender Deutlichkeit, was Deutschland fehlte: hier war der Staat noch nicht zu Splintern verkleinert, war noch Erhöhung der Kräfte durch Zusammenfassung möglich und Raum für eine Verwaltungstätigkeit mit großen Zielen. Unter den geschickten Händen Karls IV. wuchs die zurückgebliebene Zivilisation Böhmens erstaunlich rasch in die Höhe, auf einigen Punkten wurde sie Kultur. Keine nationale allerdings. Sie glich in ihrer Neutralität ihrem Schöpfer, der, ein Deutscher von Geblüt, von Franzosen und Italienern erzogen, Herrscher über Slawen, seine Hilfskräfte nahm, wo er sie fand, und das war schließlich doch am meisten unter den deutschen Elementen. Die Kunst hat er mit einer Einsicht für ihren staatlichen und Kulturwert gefördert, wie sie unter deutschen Fürsten — ausgenommen die Regenten des preußischen Ordensstaates — unerhört war. Ebenso ungewöhnlich, wiederum nur mit dem Orden zu vergleichen, die gleichmäßige Verteilung seines Kunstinteresses auf die kirchliche und profane Seite. Sonst aber sollte man es nicht zu wichtig nehmen, daß unter den von ihm berufenen Architekten auch einige Franzosen waren. Die Mehrzahl waren Deutsche, allerdings mit eifriger Bereitwilligkeit, in die dem König genehme, im Grunde auch das Ideal der ganzen Zeit ausmachende internationale und akademische Geschmacksrichtung sich einzufügen. Den langen Katalog der unter Karl IV. und seinem Nachfolger ausgeführten Bauten wird man an dieser Stelle nicht erwarten. Die Grundsteinlegung zu einer neuen Kathedrale folgte der Erhöhung der Prager Kirche zum Erzbistum auf dem Fuße. Der nur zum kleinsten Teil ausgeführte Plan geht ins Riesenhafte; er ist fünfschiffig wie der Kölner Dom und übertrifft ihn

noch in der Länge. Als der 1344 begonnene Bau beim Ausbruch der hussitischen Unruhen eingestellt wurde, war nur der Chor und nicht einmal vollständig vollendet. Was an diesem fragmentarischen Zustande uns heute malerisch erscheint, lag natürlich nicht in der Absicht. Der Entwerfer des Planes war ein vom König aus Avignon mitgebrachter französischer Architekt. Sein Name Matthias von Arras deutet auf Herkunft aus dem französischen Norden, der Entwurf aber ist die Kopie eines besonders geschätzten südfranzösischen Baus, der Kathedrale von Narbonne. Was Matthias von Arras, der 1352 starb, noch selbst zur Ausführung gebracht hat, ist im Formcharakter nüchtern. Sein Nachfolger (bis 1397) wurde Peter Parler aus Schwäbisch-Gmünd. Er hat nicht nur dem Prager Dom sein endgültiges Gepräge gegeben, sondern wurde auch der Beherrscher des ganzen böhmischen Bauwesens in seiner glänzendsten Epoche. Andere Hauptwerke sind die Kirche zu Kolin, die Barbarakirche in Kuttenberg und wahrscheinlich auch die Kirche des Chorherrenstiftes Karlshof; Kaiser Karl dem Großen gewidmet (mit verdeckter Anspielung auf den gegenwärtigen Kaiser), ist sie, in sehr allgemeiner Erinnerung an das Münster zu Aachen, ein achtseitiger Zentralbau; wie wir wissen, im gotischen Stil eine Seltenheit. Peter Parler war das berühmteste Mitglied einer über ganz Süddeutschland, bis nach Freiburg und Basel, verbreiteten Architektenfamilie, die gleichwohl nichts süddeutsch Besonderes an sich hatte, vielmehr überall einer dialektfreien, abstrakten Schulgelehrsamkeit das Wort redete. Daß Peter der Sohn eines Heinrich von Gmünd war, erklärt in keiner Weise seinen Stil. Die Hauptquelle desselben wird doch wohl der Kölner Dom gewesen sein. Der gefeierte Prager Hofarchitekt war ein Doktrinär, bei zweifelloser Begabung und virtuosem Können fast ohne persönliche Eigenschaften; er wußte noch einige neue Klügeleien beizubringen, aber keine einzige schöpferische Idee, und war damit der rechte Mann einer Generation, die das Erreichte für so vollkommen hielt, daß sie nach Weiterentwicklung nicht mehr trachtete.

Das norddeutsche Tiefland. — Ein von dem vorher betrachteten sehr verschiedenes Bild empfängt uns hier — obgleich eine Hauptvoraussetzung übereinstimmt: daß es eine nicht bodenständige, eine von deutschen Einwanderern ohne Zutun der alten Besitzer des Landes geschaffene Kunst war. In Böhmen das Medium eine neutral-europäische, höfisch-akademische Höhenluft; in Norddeutschland die breitere, zu harter Arbeit verpflichtete, immerhin sich aristokratisch fühlende Masse der eingewanderten Ritter und Bürger, und als Ergebnis eine Kunst voll Mark und Saft und Eigenwillen. Der Abstand ist dadurch, daß ein anderer Baustoff, der Backstein, zur Anwendung kam, noch verschärft worden. Und das gilt nicht nur im Ver-

hältnis zu Böhmen und Österreich, sondern auch zu dem ganzen binnendeutschen Bauwesen. Eine zweite Quelle hat der besondere Baucharakter des Koloniallandes in der psychischen Anlage und der geschichtlichen Erziehung der Bauenden. Es waren Niederdeutsche. Wir haben uns bisher über deren untergeordnete Rolle in der gotischen Bewegung wundern müssen: hier nun ist die positive Ergänzung zu finden. Zumeist mit Einwanderern aus Westfalen und Niedersachsen waren die Gebiete Neudeutschlands, in denen die Backsteingotik ihre charaktervollste und großartigste Ausprägung erhielt, besiedelt worden. Und nun erwies es sich, daß die einst in der romanischen Epoche so ruhmvoll bewährte architektonische Begabung dieser Stämme ganz und gar nicht erloschen war. In der Gotik französischer Observanz muß etwas gewesen sein, das sie nicht warm werden ließ. Mit der Nötigung zur Umbildung der übernommenen Formen gab ihnen der Backstein die innere Freiheit, und aus dieser heraus schufen sie einen Stil, der bewies, daß der Inhalt der Gotik durch die westeuropäische Fassung noch nicht erschöpft war. In allen den Eigenschaften, die nur die Frucht einer durch lange Generationen fortgesetzten Bildung sein können, steht diese Neulandskunst hinter der rheinischen und oberdeutschen zurück; größer als diese ist sie durch ein bei aller herben Zurückhaltung oft heroisches Temperament. Sie ist selbstbewußt ohne Selbstgefälligkeit, sachlich ohne Nüchternheit, ernst ohne Kälte, streng ohne jegliche Anwandlung von Askese, kühn im Großen und haushälterisch im Kleinen, besonnen, immer geradeaus auf die Hauptsache gerichtet: weitaus nicht die glänzendste, aber sicher die eigengeartetste unter den Spielarten der deutschen Gotik.

Schlechthin die deutscheste wollen wir sie deshalb noch nicht nennen. Sie ist eben niederdeutsch. Daß dies etwas Besonderes für sich war, stellte sich in unserer Epoche mit zunehmender Bestimmtheit heraus. Kein Volk, kein Stamm bewahrt im Fluß der Dinge seinen Charakter unverändert. Wohl sind die Niedersachsen unter allen deutschen Stämmen aus dem festesten Stoff gebildet, gegen fremde Einflüsse die widerstandsfähigsten, wie ihr Bauwesen deutlich zeigt. Aber doch waren die Erbauer der schlichtgewaltigen Stadtkirchen an der Ostsee, der wuchtigstolzen Ordensburgen in Preußen und Livland nicht mehr dieselben, die die harmonisch stillen, maßvollen Basiliken der Ottonen- und Salierzeit errichtet hatten. Man sieht dieser Baukunst an, daß sie von Menschen stammt, bei denen die Willenskräfte im Vordergrund standen, denen eine scharfe Luft um die Nase wehte, die kühn in eine gestaltlose Welt vorgedrungen waren, in harter täglicher Arbeit und heißen Kämpfen ihr neues Dasein sich erstritten hatten. Kann etwas den Unterschied der Menschen und Dinge im Kolonialland und in Altdeutschland besser bezeichnen, als daß lange Baustockungen oder unvollendetes Liegen-

bleiben dort ebenso selten wie hier gewöhnlich sind? — Große Territorialstaaten, wie im Südosten, waren nicht entstanden, nachdem die Anläufe, die Heinrich der Löwe und die Askanier dazu genommen hatten, gebrochen waren. Die Länder waren meistens dünn besiedelt, ihre Germanisierung noch nicht vollendet; neben Gebieten mit einer kräftigen und freien deutschen Bauernschaft lagen andere mit einer hörigen wendischen. Die drei wichtigsten Organisationen waren der Zisterzienserorden, der Deutschritterorden und die Städte. Sie sind die Träger des Bauwesens. Unter den bischöflichen Kirchen zeigt nur eine, der Dom von Schwerin, eine wahrhaft große, monumentale Absicht, und gerade er wurde nicht vollendet; der von Lübeck wird durch die Hauptpfarrkirche St. Marien in Schatten gestellt; die Dome von Königsberg, Frauenburg, Kulmsee nehmen sich bescheiden aus neben Danzigs Marienkirche und den gewaltigen Zisterzienserkirchen in Oliva und Pelplin. Und früher als in Altdeutschland — es ist das ein Hauptunterscheidungsmerkmal — nahmen die weltlichen Bauten, Burgen, Rathäuser, Stadttore, eine repräsentative Haltung an mit einem Nachdruck und einem Glanz, der sie der kirchlichen Baukunst ebenbürtig macht. In mancher Hinsicht haben sie den Sondercharakter der Backsteinarchitektur noch schärfer herausgetrieben. (Nach dem Plan unserer Darstellung müssen aber, in diesem Fall unerwünschterweise, das kirchliche und profane Gebiet getrennt bleiben).

Zeitlich betrachtet fällt die Blüte der Backsteinarchitektur mit den Grenzen unserer Epoche, der Mitte des 13. und dem Ende des 14. Jahrhunderts, genau zusammen. Sie ist noch heute bestimmend für das monumentale Charakterbild der ostelbischen und baltischen Landschaft. Denn das 15. Jahrhundert hielt sich nicht mehr auf gleicher Höhe, die Renaissance brachte es nur noch an wenigen Punkten zu einer Nachblüte, und seit dem Dreißigjährigen Kriege trat tiefe Verödung ein.

Technik und Formen. In der Art der Verwendung des Backsteins sind im allgemeinen drei Fälle zu vermerken. Erstens: der Backsteinkern wird mit einer Oberhaut von Haustein inkrustiert — so bei den Römern und vielfach in der italienischen Gotik (z. B. Dom von Florenz). Zweitens: die Mauern und Pfeiler bleiben unverkleidet, während die feineren Glieder aus Haustein gearbeitet werden (so in den romani-schen Anfängen der norddeutschen Backsteinarchitektur und öfters auch noch in der niederrheinischen Gotik). Drittens: einheitliche Durchführung in Backstein mit Ausschluß jedes anderen Materials — dies die Methode der norddeutschen Gotik.

Jeder Werkstoff hat sein eigenes Formbestreben, das dem Künstler zugleich Schranke und Antrieb ist. An diesem Punkte hat sich der Unterschied zwischen Virtuosität und künstlerischer Weisheit zu zeigen.

Ein Bildhauer z. B. muß wissen, daß Meißeln nicht dasselbe ist wie Gießen, daß eine Form mit der weichen, matten Oberfläche des Marmors anders wirkt als mit den scharfen Glanzlichtern der Bronze; und so wiederholt es sich auf jedem Felde der Kunst. Im romanischen Stil hatte sich der Backsteinbau vom Hausteinbau noch nicht weit differenziert; in der Natur der Gotik aber lag es, den Unterschied stark herauszutreiben. Die konsequent durchgebildete Hausteingotik leugnet die Begriffe Fläche und Masse; die Backsteingotik tut es nicht und darf es nicht tun. Jene ist ganz Steinmetzkunst, diese ganz Maurerkunst. Ferner stehen jener Werkstücke von großer Ausdehnung und Bildsamkeit zur Verfügung; sie arbeitet die Form nach freiem Willen aus dem Block heraus; nimmt sie dann noch eiserne Klammern und Dübel zu Hilfe, so erreicht sie jenes außerordentliche Maß der Durchbrechung, Unterschneidung und Ausladung, das wir kennen. Diese hingegen erzeugt ihre Formen durch Zusammensetzung. Sie hat damit zu rechnen, daß die einzelnen Backsteine, wenn sie durch den Brand eine gleichmäßige Konsistenz erhalten sollen, eine bestimmte und zwar geringe Größe nicht überschreiten dürfen. Außer den gewöhnlichen, d. i. rechteckigen Backsteinen können zur Aushilfe Formsteine angewendet werden; allein sie werden nicht auf den individuellen Fall geformt, sondern fertig aus der Ziegelei geliefert, und auch sie müssen sich an das Durchschnittsformat halten. Die Detailformen wachsen also nicht proportional zu der Größe des Gebäudes, sondern Vergrößerung ist nur durch Addition möglich. Ob z. B. ein Türgewände oder ein Scheidbogen groß oder klein ist, ändert nichts an den Profilen, nur daß sich die Zahl der Elemente vermehrt. Das Backsteindetail bleibt in der Fläche, und selbst hier werden nicht alle Möglichkeiten ausgenutzt. Von Platten mit flach aufgedrücktem Relieffornament (wie es nachmals die Renaissance reichlich anwendete) wird nur ausnahmsweise und spärlich Gebrauch gemacht. Es ist Sache des Maurers, die ornamentalen Muster aus den ihm gelieferten Formsteinen zusammenzusetzen, wobei es immer bewunderungswürdig bleibt, wieviel Phantasie und Geschmack in der bloß kombinatorischen Behandlung der einfachsten Elemente entwickelt werden kann. Das meiste aus dem Vorrat der gotischen Zierformen — die freistehenden Säulchen und Stäbe, Türmchen und Spitzgiebel, Wasserschlüge und Wasserspeier, Kreuz- und Kantblumen — muß preisgegeben oder an die Fläche gedrückt werden; das Fenstermaßwerk, auch dieses aus Formsteinen zusammengesetzt, nimmt die einfachsten Gestalten an; die Balustraden verwandeln sich in Zinnen; die Fialen nehmen eine kurze, gedrungene Figur an, die figürliche Plastik scheidet gänzlich aus *. Die meisten Schwierigkeiten machte die Organi-

* Ein verfehlter Versuch am Querhausgiebel der Nikolaikirche in Wismar: drei Reihen von Figürchen aus Glasurstein, nur zwei Modelle in 26maliger Wiederholung.

sation der Binnenpfeiler. Der Bündelpfeiler der Hochgotik erfordert viel zu viel Freiheit und Feinheit der plastischen Bewegung, als daß er in die Backsteintechnik hätte umgesetzt werden können. Wo die Nachahmung versucht wurde, fiel sie leblos und stumpf aus. Mit Recht bevorzugte man die großen flächigen Formen mit quadratischem und achteckigem Grundriß und Hervorhebung der Kanten durch einen feinen Rundstab; sie hätten eine ähnlich befriedigende Wirkung gegeben wie in der italienischen und südfranzösischen Gotik (wo sie in Haustein ausgeführt sind), hätte nicht die geringere rückwirkende Festigkeit des Backsteinmaterials die dort erreichte Schlankheit unmöglich gemacht. So griff man öfters zur Besetzung mit Diensten zurück, die dann doch wieder zu mager ausfielen. Die letztere Eigenschaft haftet auch den Gewölberippen an. Endlich kam man auf den Gedanken, die Zahl der Rippen zu vermehren, die Kreuzgewölbe durch Sterngewölbe zu ersetzen. Damit wurde eine durchaus neue, der gotischen Logik widersprechende Auffassung des Verhältnisses der Decke zu den Stützen angebahnt, die nachher in der Spätgotik zu weitgehenden Folgerungen führte. Im ganzen blieb das 14. Jahrhundert den Kreuzgewölben treu*.

Die unvermeidlichen und nicht in jedem Einzelfall mit Glück durchgeführten Reduktionen sind aber nur die Kehrseite der Medaille. Die positive Seite im Stilgesetz der Backsteinarchitektur ist die Vorherrschaft der Kategorien: Fläche, Masse, Raum. Auf ihnen beruht die strenge Größe und das vollendete Gleichmaß der Gesamterscheinung. Die Backsteingotik ist mehr als die Hausteingotik wesenhafte und reine Architektur.

Mit diesen Feststellungen ist ihr Wesen noch nicht erschöpft. Ein höchst belangreicher Faktor desselben ist die Farbe. Mit dem ernsten und wichtigen Formcharakter steht die Tiefe und Wärme der Farbenerscheinung in steigender Wechselbeziehung. Man denke sich dieselben Formen in weißem Kalkstein ausgeführt: sie würden entwertet sein. Der Unverstand jüngerer Zeiten hat dies dem Innern vieler Backsteinkirchen, indem er sie weiß austünchte, leider angetan. Auch hier zeigte ursprünglich das Mauerwerk die natürliche Backsteinfarbe, und nur die Gewölbekappen und im Aufbau die Blenden und der Grund der friesartigen Bänder waren ausgetüncht. Ebenso wurden am Außenbau die in flachem Relief ausgeführten Maßwerkgerüste der Friese und der Wandflächen in der Umgebung der Portale auf weißen Grund gesetzt und ziehen die Mörtelfugen des im Wechsel von Läufern und Bindern kunst-

* Die ältesten Sterngewölbe finden sich im preußischen Ordenslande: noch aus dem 13. Jahrh. (2. Hälfte) in der Johanniskirche in Thorn und den Schloßkapellen zu Lochstedt und Rheden; aus Anfang des 14. Jahrh. in Marienburg und in der Briefkapelle der Marienkirche in Lübeck. Die Hypothese des Imports aus England ist entbehrlich und um so weniger wahrscheinlich, da sie vereinzelt auch in Süddeutschland vorkommen (Kapelle des Römling in Regensburg gegen 1300).

voll variierten Mauerverbandes ein feines, weißes Gespinst über alle Flächen hin. Endlich als brilliantestes Kontrastmittel die Einziehung dunkler Glasursteine, bald in durchgehenden Schichten, bald zur Hervorhebung der Mauerecken und Bogenleibungen, bei sehr großen, ungegliederten Flächen auch in flechtwerkartigen Mustern. Die Farben sind schwarz, dunkelgrün, dunkelviolett. Mit diesen einfachen, die Grenzen der Mauertechnik nicht überschreitenden Mitteln wird ein reiches rhythmisches Leben hervorgerufen und doch die flächenhafte Ruhe der Gesamterscheinung nicht aufgehoben. In letzter Hinsicht beachte man auch noch: Dach und Mauern sind gleichfarbig, während sie im Hausteinbau als dunkel und hell gegeneinander stehen.

Das erste Jahrhundert des Backsteinbaus wurde im ersten Bande geschildert. Der neue Aufschwung, der zugleich einen Umschwung im künstlerischen Willen enthielt, wurde eingeleitet durch zwei in dasselbe Jahr 1284 fallende (übrigens unter sich nicht zusammenhängende) politische Ereignisse: den zum Schutz des Handelsverkehrs auf der Ostsee geschlossenen Bund der Städte Lübeck, Wisby und Riga, in dem man den ersten Ansatz zur Hanse zu sehen hat — und die Niederwerfung des großen Aufstands der Preußen durch den Deutschen Orden.

Die Hansestädte, Mecklenburg und Vorpommern. Um dieselbe Zeit, als die Hanse ihren Anfang nahm, veränderte sich mit scharfer Bestimmtheit das Gesicht der Baukunst und bewies, daß im hansischen Geist noch andere Gedanken Platz hatten als nur das *navigare necesse est, vivere non necesse*. Bis dahin hatten die Bistümer und Klöster dem Bauwesen die Richtung bestimmt, von nun ab gaben die Städte den Ton an, mit lebendigster Quellkraft die Städte des wendischen Quartiers: Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald. Das bisherige Bauwesen dieser Gegenden hatte von Erinnerungen an das Mutterland gezehrt, die Domkirchen von Lübeck und Ratzeburg waren von der Stiftskirche in Braunschweig abgeleitet, die mittleren Stadt- und Landkirchen hatten frühzeitig den westfälischen Hallenbau aufgenommen, überall war die Umsetzung in die Backsteintechnik auf den Grundton einer der Anmut nicht entbehrenden Schlichtheit gestimmt gewesen. Das alles verschwand in der Hochgotik. Ihr Wesen ist eine trockene und sichere Großheit. Die Hauptkirchen der Städte werden gebaut, als wären sie Kathedralen: das Hallensystem, im übrigen Deutschland im Vordringen, weicht der Basilika, offene Strebebögen werden nicht vermieden, die Chöre erhalten einen Umgang mit vollem Kapellenkranz, die Fassaden hohe Doppeltürme, mächtige Querschiffe sind eine häufige Erscheinung. Die Raumproportionen sind ausnehmend steil, und die absoluten Ausmaße gehören zu den bedeutendsten; haben doch die Marienkirche in Lübeck, alle drei Hauptkirchen von Wismar und die

Marienkirchen in Rostock und Stralsund eine Mittelschiffshöhe, welche die des Straßburger Münsters übertrifft. Die Innenräume voll Feierlichkeit, aber mit Ausschluß jeder weicheren Empfindung, das Äußere gewaltig und streng und durch den dunkeln Ton des Backsteins noch ernster. So ist es schließlich doch nur das abstrakte Schema, wodurch sie an die Kathedralen des Westens erinnern, im sinnlichen Eindruck sind sie von jenen so verschieden als möglich. Die hansische Kunst ist ausgesprochen wortkarg. Gänzlich fehlte ihr das reichere Zierwerk, das wir in anderen Schulen des Backsteingebiets noch kennenlernen werden. Sie verachtet es, zu bemänteln, was an ihr karg, zu versüßen, was an ihr herb ist; groß und stark zu sein, genügt ihr. Eine harte Kaufmannsaristokratie, nicht Krämer, sondern jeder Gefahr gewohnte Seefahrer, Schwertträger und Politiker haben sich diese Kirchen — mehr noch Stadtheiligtümer als Kirchen — erbaut. Und wie sie alle einander ähnlich sind, wie Blätter eines Baumes, so tragen sie auch immer denselben Namen: der Jungfrau Maria, unter deren Schutz die ersten Ansiedler ankamen; ihr ist die Hauptkirche geweiht, die zweite im Range dem heiligen Nikolaus, dem Patron der Seefahrer.

Der Urtypus, dem alle Nachfolger fast ohne Abwandlung sich angeschlossen, ist die Marienkirche in Lübeck (Abb. 29, 33, 121). Ihre Baugeschichte ist mangelhaft überliefert, wir wissen nur, daß der Chor vor 1291 vollendet und die Türme 1304 in Angriff genommen waren. Das Motiv des Kapellenkranzes ist im allgemeinen französisch. In Deutschland wurde es selten, an Pfarrkirchen niemals, aufgenommen. Eine kleine, nur hier in Lübeck auftretende, weiterhin in der baltischen Gruppe wiederholte Abweichung von der französischen Normalform gibt einen Fingerzeig, auf welchem Wege das Motiv erworben worden ist. Es war in der französischen Schule nur einmal versucht worden (an der Kathedrale von Soissons), aber an der Westküste, von Flandern bis zur Biscaya-see, hatte es Verbreitung gefunden. Lübeck war der Umschlagsplatz, an dem der westliche und der östliche Handel zusammentrafen. So wird hier also ein kunstgeschichtliches Rätsel handelsgeschichtlich aufgeklärt. Es ist aber nicht dies spezielle Motiv allein, sondern die ganze katedralenartige Anlage, die wir als Erinnerung an westliche Seefahrten aufzufassen haben. Französisch ist auch das Strebewerk mit offenen Bögen, ohne welches die sehr kühne Konstruktion des Hochschiffs nicht möglich gewesen wäre, nur daß es hier unter Verzicht auf alle dekorative Wirkung auf das technisch Notwendige vereinfacht ist; französisch auch das, wenngleich ebenfalls sehr vereinfachte, Triforium. Die Türme dagegen haben das allgemeine Formgesetz der romanischen Türme beibehalten, d. h. Schichtung mehrerer gleich hoher und unverjüngter, von keinen Verstrebungen begleiteter Fensterstockwerke; nach oben Abschluß mit vier Giebeln und einem schlanken, aus Holz konstruierten Pyramiden-

dach. Diese Form wurde die typische für die ganze Ostseeküste. Die Neigung zu hohen Türmen ist überhaupt den Küstenländern eigen; sie grüßten die Schiffer schon aus großer Entfernung als Landmarke. Die übrigen Kirchen Lübecks, sämtlich in ihrer jetzigen Gestalt jünger, kehren zum Hallenbau zurück. — Wismar besitzt drei Pfarrkirchen von ganz mächtigem Ausmaß: St. Marien, St. Jürgen, St. Nikolai. Sie sind im 14. Jahrhundert aus früheren Hallenkirchen nach dem Lübecker Typus umgebaut worden. Die Nikolaikirche erreicht im Mittelschiff eine Höhe von 35,5 m und ist somit einer der höchsten Binnenräume Deutschlands (Abb. 32, 38). — In Rostock unterscheidet sich die Marienkirche von den vorgenannten nur durch die schärfere Ausbildung des Querschiffs. Die Jakobi- und Petrikerche sind Basiliken von einfacherer Anlage, die Nikolaikirche ein Hallenbau. An den Rostocker Türmen sind, wie an den Wismarern, die Spitzhelme mit der Zeit durch Stürme zerstört und durch Barockaufsätze ersetzt. — Die Marienkirche in Stralsund (Abb. 34, 122), sonst ihren Namensschwwestern in den vorgenannten Städten gleich, hat an der Fassade einen Einzelturm, der, schon dem 15. Jahrhundert angehörend, eine interessante neue Typenbildung versucht; das Mittelschiff hat dieselben extrem steilen Verhältnisse (10,5 : 32,4) wie die Wismarer Kirchen. Die Nikolaikirche ist wiederum eine Basilika mit Chorkapellenkranz (Abb. 35). — Erst in Greifswald verflacht sich die Lübecker Strömung: die drei Kirchen sind Hallenkirchen (Abb. 47, 123).

Behalten wir es im Auge: alle diese Kirchen sind Pfarrkirchen, Bürgerkirchen. Neben ihnen spielen die Bettelordenskirchen bei weitem nicht die Rolle wie im Binnenlande. Die ländlichen Klosterkirchen hatten ihre Haupttätigkeit schon hinter sich. In ihrem Kreise ist in unserer Epoche nur noch ein Bau ersten Ranges entstanden, die Zisterzienserkirche Doberan (1298—1368), sie freilich gehört zu den besten deutschen Bauten des Jahrhunderts. Aber sie ist in ihrem Typus nicht zisterziensisch, sondern eine Ableitung der Lübecker Marienkirche, deren Baugedanke sie zu höchster Klarheit und Reife führt (Abb. 30, 129). Dasselbe gilt vom Dom von Schwerin (1320 bis 1350, Abb. 37). Die Einheitlichkeit in der Baugesinnung dieses Gebietes hat etwas in hohem Grade Achtunggebietendes. — Außerdem besitzen Mecklenburg und Vorpommern aus dieser Zeit einen ungewöhnlichen Reichtum an kirchlichen Kleinbauten in den Landstädten und auf den Dörfern (Abb. 146 bis 155). Die Epoche von der Mitte des 13. bis zur Mitte des nächsten Jahrhunderts war die Zeit des größten Gedeihens der bäuerlichen Kolonien, sie war zugleich eine Blütezeit des ländlichen Kirchenbaus, wie sie in Deutschland sonst nicht ihresgleichen hat; im Eindruck verschärft durch das Gegenbild der tiefsten Verkümmerng seit dem Ende des Mittelalters — die monumentale Anklage der Mißhandlung des Bauernstandes. Während

in Altdeutschland vom 14. Jahrhundert ab die bestehenden Dorfkirchen nach Bedarf noch erweitert, aber selten von Grund aus neu erbaut wurden, trat dieser Fall im Kolonialland, sobald die von den ersten Ansiedlern errichteten hölzernen Notkirchen aufgegeben werden konnten, um so häufiger ein. Und wenn dort die Mehrzahl der Dorfkirchen auch in gotischer Zeit sich mit flacher Holzdecke begnügte, so war hier dank der bequemen Bauführung im Einzelmateriale das Gewölbe beinahe die Regel. Die Mauern wurden noch meistens in Feldstein geschichtet, aus Backstein sind die Fenstereinfassungen, Gesimse und Giebel. Den letzteren konnte durch Blendengliederung ohne Mühe ein schmuckvolles Aussehen gegeben werden. Was die Anlage betrifft, so hat der ältere Typus ein kurzes und breites Schiff mit eingezogenem, glatt geschlossenem Altarhaus, der jüngere ein gestrecktes mit polygonalem Schluß (Abb. 146—149).

Während der hansische Bautypus westwärts in Hamburg und Lüneburg seine Grenze fand — schon in Bremen wird Haustein eingemischt ähnlich wie in Holland und am Niederrhein —, erstreckte er sich von der Mitte des 14. Jahrhunderts ab über die Ostsee weg in die skandinavischen Länder. Der Backsteinbau, in Dänemark schon im 12. Jahrhundert und vielleicht unabhängig von Deutschland in Aufnahme gekommen, eignete sich jetzt die deutsch-baltischen Formen an. Es ist bezeichnend, daß er oft zusammen mit dem Hallensystem auftritt. Der entfernteste Ausläufer ist die Backsteinhallenkirche zu Hattula in Finnland. In Livland teilen sich die Einflüsse in der Weise, daß der (sehr bedeutende) Burgenbau sich dem preußischen Ordenslande, die kirchliche Baukunst den westbaltischen Hansestädten anschließt. In diesem Sinne wurde der ansehnliche romanische Dom in Riga im 15. Jahrhundert umgebaut, dergleichen die Petri- und Johanneskirche. Das gotische Hauptwerk im Lande war der Dom von Dorpat. Die drei Kirchen Revals sind Basiliken aus Kalkstein, dennoch mit ihren spärlichen Details Umsetzungen aus dem Typenvorrat des Backsteins (ein Zusammenhang, der in der dortigen Privatarchitektur sich noch deutlicher zu erkennen gibt).

Das Binnenland. In der hinterwärts der Ostseezone liegenden binnenländischen bilden das glänzende Mittelstück die Marken. Der Backsteinbau, an den Landkirchen noch lange mit dem Feldsteinbau konkurrierend, war hier vom 12. Jahrhundert ab heimisch. Die Wendung zur Gotik vollzog sich langsam, hauptsächlich gefördert durch die Zisterzienser und die Bettelmönche. Die letzteren begannen ihre bescheiden tüchtigen Bauten in Neuruppin 1260, in Prenzlau 1266, in Frankfurt 1270, in Berlin 1271. Den Zisterziensern wird die Perle der märkischen Frühgotik verdankt, die Klosterkirche von Chorin in der Uckermark (begonnen 1273). Der sehr individuell behandelte Bau läßt sich in be-

kannte Schulzusammenhänge nicht einreihen. Im Inneren ist das reduzierte System ungemein leicht, frei und vornehm behandelt. Ein ganz überraschender Eindruck ist die Fassade (Abb. 119): ebenso geistreich als ungewöhnlich in der Erfindung, zugleich hoheitsvoll und anmutig und von einem Gefühl für Proportionsschönheit beseelt, das auf völlig anderen Bahnen sich bewegt, als die gotischen Turmfassaden sonst. Mit dem herkömmlichen Schema der Zisterzienserfassaden hat sie nur die Turmlosigkeit gemein. Aber ebenso unzisterziensisch wie ungotisch überhaupt ist die Art, wie das Formprinzip der Kulmination zur Anwendung gebracht wird. Sonst nämlich schließt bei turmlosen Fassaden deren Umriß dem Querschnitt der Kirche genau sich an. Hier aber überragt die Stirnwand dieselbe, und zwar so, daß auch die Seitenschiffe einen Vollgiebel, nicht Halbgiebel, wie sonst immer, erhalten. Im übrigen wird die vertikale Dreiteilung durch flach vortretende, in stumpfe Pyramiden auslaufende Treppengehäuse besonders stark betont. In jedem Abschnitt tritt dann der Divisor Drei in der Unterteilung noch einmal auf, während die Horizontale in feinen Sägefriesen leise mitklingt und eine feine Rosettenblende die symmetrische Mittelachse betont. Alles mit delikater Sparsamkeit der Mittel (keine Farbenkontraste!) in reinstem Backsteinstil gehalten. Eine unbeschreibliche Stille, wie fremd sonst der Gotik, liegt über dem Ganzen. Wie sie ohne Vorfahren war, so blieb die Kirche von Chorin auch ohne Nachkommen. Der märkische Provinzialismus des nächsten Jahrhunderts war auf einen anderen Ton gestimmt. Auch mit der wortkargen, schwerblütigen baltischen Backsteingotik hatte er keine Fühlung. Er zielt auf Pracht, und in der Wahl der Formen ist ein gewisser Wetteifer mit der binnendeutschen Hausteinkunst nicht zu verkennen. Die hochentwickelte Technik erzwingt Wirkungen, die über das dem Backstein Natürliche hinausgreifen. Die vorbildlichen Werke sind die Marienkirche zu Neubrandenburg aus dem Anfang und die gleichnamige in Prenzlau aus dem zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts (Abb. 48, 133). Beide sind, wie fast alle Anlagen dieses Jahrhunderts, Hallenkirchen (Chorin war Basilika). Der Nachdruck liegt auf dem über dem platt geschlossenen Chor sich erhebenden großen Giebelfelde, das zu prunkvoll dekorativer Füllung einlud. Die Technik geht an die Grenzen des Möglichen; in Neubrandenburg wurden die das Giebeldreieck überschneidenden Wandpfeiler in Tabernakel aufgelöst, und vor die zwischen ihnen liegenden Nischen ist freistehendes Stab- und Maßwerk gesetzt; als befände man sich vor dem Straßburger Münster! In Prenzlau sind die freistehenden Glieder um einiges eingeschränkt; dafür wird (in der Mark zum ersten Male) in großem Umfang und mit stärkstem Effekt der Schichtungswechsel von roten mit dunkel glasierten Steinen ausgenutzt. Bei dem harten Kontrast gegen die schmucklosen Wandflächen war es wohl am meisten auf die Fernansicht dieser über den niedri-

gen Bürgerhäusern thronenden Massen abgesehen. Ferner tritt in Prenzlau zum ersten Male an den Langseiten eine Dachbrüstung aus durchbrochen gearbeiteten Ziergiebeln auf. — Schöne Wirkungen ergeben sich weiter, wenn mit ähnlichen Mitteln die Strebepfeiler aus der Baumasse herausgehoben werden (Königsberg i. N., Stargard, Brandenburg). Und den Gipfel einer vielleicht schon zu gehäuften Pracht erreichen die großen Kapellen an der Nord- und Südseite der Katharinenkirche in Brandenburg (Abb. 134). — Die räumlich bedeutendste Kirche in den Marken ist der Dom zu Frankfurt a. O. Links der Elbe erbaute Stendal zwei mächtige Kirchen mehr in baltischem als märkischem Geist. Ebenso Salzwedel. Hier in der Altmark wird noch im 15. Jahrhundert mit Kreuzgewölben gebaut, während in der Neumark schon im 14. Jahrhundert Sterngewölbe verbreitet waren. Die Hallenkirche ist in den Marken frühzeitig allgemeiner Brauch, fast immer mit polygonem Schluß, dem häufig ein Umgang mit flachen, rechteckigen, zwischen die Strebepfeiler eingeschobenen Kapellen hinzugefügt wird. Wir kennen dies Motiv als südostdeutsch. Die Vermutung einer Einwanderung aus Böhmen in der Zeit, als Kaiser Karl IV. Herr der Mark war, liegt nicht fern.

Das preußische Ordensland. Die Denkmälerkarte des Nordostens läßt noch heute die Grenzen erkennen, an denen die deutsche Einwanderung im 13. und 14. Jahrhundert Halt machte. Am rechten Oderufer und an der Küste Hinterpommerns zieht sich ein mit stattlichen Kirchenbauten gut bestandener Streifen hin, hinterwärts desselben ist es leer. Erst an der Weichsel und von dort bis zum Pregel bietet sich ein anderes Bild, ein fesselndes noch mehr für die historische als für die künstlerische Betrachtung. Kann es etwas Merkwürdigeres geben, als daß in diesem bedrängten Außenwerke der Kolonisation, wo die wilde Urbevölkerung kaum erst bezwungen war, während die Kämpfe mit Litauen und Polen fortgingen und die Einwanderung aus dem Mutterlande an Dichtigkeit viel zu wünschen übrig ließ, — daß hier der Orden noch Lust und Kraft zu einer großartigen repräsentativen Bautätigkeit übrig hatte? Wo wäre in der neueren Kolonialgeschichte etwas Ähnliches zu finden? Welche bauliche Erinnerungen hätte etwa Nordamerika aufzuweisen? Naturgemäß lag der Nachdruck auf der Militärarchitektur, — von der wir an dieser Stelle noch nicht eingehend sprechen können, aber doch feststellen müssen, daß sie nichts weniger als bloßer Zweckbau, vielmehr von entschiedenster künstlerischer Gesinnung durchwaltet war; als ob die ritterlichen Herren damit sagen wollten, daß ihnen auf ihrem rauhen Vorpostendienst Kulturgenuß doppelt ein Bedürfnis sei. Sie statteten aber auch ihre städtischen Ansiedelungen sehr anständig mit Kirchen aus, die von der Hoffnung auf ein Wachstum hindeuten, hinter dem die Wirklichkeit meist zurückblieb. Ihr Gepräge

ist, wie es der sozusagen offizielle Charakter dieser Bauten mit sich brachte, gleichförmig. Es sind alles Hallenkirchen. Die zuerst an Kapellen der Ordensschlösser auftretenden Sterngewölbe werden frühzeitig allgemeiner Brauch. Auf schmucke Außenansicht wird Gewicht gelegt. Die Gliederung ist lebhafter und plastischer als im westbaltischen Backsteinbau. Die platten Chorschlüsse und die schmuckreichen Giebel bedingen sich gegenseitig. Die Giebelschräge wird abgetrepppt und mit Fialen besetzt, häufig so, daß deren Profil in den Wandpfeilern sich fortsetzt. In derselben Weise werden bei größeren Bauten (z. B. an der Jakobskirche in Thorn) die Strebepfeiler der Langseiten behandelt, gewissermaßen als kleine Türmchen. Wo die Strebepfeiler flach bleiben, erhebt sich über dem Dachgesims ein Kranz von Zinnen oder geradezu eine Reihe kleiner Ziergiebel. Der Hauptturm an der Westfront schließt mit einem Satteldach, wobei wieder die Gelegenheit zu belebter Giebelgliederung wahrgenommen wird. Ein zweiter, der Festungsarchitektur sich nähernder Typus schließt horizontal mit einem Zinnenkranz, aus dessen Mitte ein kleiner Pyramidenhelm aufsteht. Eine hübsche asymmetrische Belebung gibt die seitlich vorspringende Sakristei (Abb. 136, 140, 141). — Die größte Stadt im Ordensland war Danzig. Zuerst genannt im 10. Jahrhundert in der Geschichte des Preußenapostels Adalbert, begann ihre Blüte seit dem Ende des 13. aus dem Zusammenwirken von Hanse- und Ordensmacht. Unter ihren 23 Kirchen ist die größte die Oberpfarrkirche St. Marien (Abb. 49, 51, 135). Durch die Erweiterung in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurde sie die größte an der Ostsee. Der machtvoll rhythmisierte Grundriß in starker Ausprägung der für diese Gegenden ungewöhnlichen Kreuzesgestalt; am dreischiffigen Langhaus tiefe und hohe Seitenkapellen, die den Eindruck einer fünfschiffigen Anlage hervorrufen; das Querhaus dreischiffig; ebenso der Chor, der platt abschließt. »Die Poesie, deren die Hallenkirche fähig ist,« sagt Karl Schnaase (ein Sohn Danzigs), »hat vielleicht nirgends einen volleren Ausdruck gefunden.« Das ganz Eigentümliche aber an dem Bau ist die Dachanlage, welche in der Weise zerlegt ist, daß drei parallele Sättel in der Längsrichtung hinstreichen, drei andere, sie durchschneidende über dem Querschiff liegen. Hierdurch entsteht eine ungewohnte Vielzahl der Giebel: drei am Ostende, je drei an den Außenschiffsfronten, je einer zu seiten des Westturms (Abb. 135). Eine andere Folge aber ist, daß Giebelspitzen und Dachfirsten niedriger liegen als an den Hallenkirchen sonst; bei der Betrachtung in der Nähe sind die Dachfirsten nicht mehr sichtbar, und als oberer Abschluß präsentiert sich die Horizontale des Zinnenkranzes. Endlich sind die sechs Eckpunkte des Kreuzes durch achteckige, spitz behelmte Türmchen markiert, die als dienendes Gefolge den ganz gewaltigen Hauptturm umringen. Die dreiteilige Dachzerlegung wurde von den meisten übrigen Kirchen Danzigs übernommen, am eigentümlichsten an

der Katharinenkirche, wo sie nur auf die östliche Hälfte sich erstreckt, während die westliche in normaler Weise einen hohen Einzelsattel trägt. Mehrere sind durch hohe, wohlgegliederte Türme ausgezeichnet. — In Ostpreußen ist das bemerkenswerteste Werk der Kirchenbaukunst der Dom von Frauenburg (1329—1388). Eine engräumige, stark in die Länge gestreckte Hallenkirche mit ebenfalls langem und schmalem, einschiffigem Chor, an den vier Ecken des Langhauses stehen achtseitige Ziertürmchen, aber kein Hauptturm. Die originelle Fassadenkomposition erhellt aus der Abbildung (132). In der mittleren Blende soll sich ehemals ein kolossales Mosaikbild der Mutter Gottes befunden haben, wie es am Chor der Schloßkirche der Marienburg noch vorhanden ist. Die Vorhalle wurde 1388 hinzugefügt. Am inneren Portal ein reicher, die ungeübte Hand verratender Schmuck aus Kalkstein. — Der Zisterzienserorden ging nicht über die Weichsel hinaus, seine letzten Vorposten, nüchtern großartig, sind Oliva und Pelplin (Abb. 50, 130). — Proben von Landkirchen geben wir in Abb. 137—141. Wo sonst in der dorfkirchlichen Architektur Deutschlands ist etwas Ähnliches zu finden? Wenn man sich vergegenwärtigen will, was der Orden war, muß man auch an sie denken, nicht allein an die Schloßbauten. Deutschland hat nicht oft so stolze Menschen hervorgebracht.

Außer den geschilderten drei Hauptgebieten gehören dem norddeutschen Backsteinbau noch Randgebiete an, in denen sein Stilcharakter sich mehr oder minder trübt. In Polen erstrecken sich seine Ausläufer bis Wilna und Krakau. In Schlesien drang er frühzeitig ein, wurde aber meistens mit Hausteindetail durchsetzt. Dasselbe geschah am Niederrhein. Wohlhabende und baueifrige Länder sind sie beide, doch für die Kunstgeschichte haben sie keine über das Lokale hinausgehende Bedeutung.